Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

38 (30.9.1934) Rasse und Volk

Visual Library

bald weniger lebhafte Tätigkeit in der Erschürfung neuer Erzgänge, um das so nötige Rohmaterial zu gewinnen.

Als am 15. Januar 1391 Reinholt, der Schultheiß von Gengenbach, bekennt, daß er auf die von seinen Vorfahren ererbten Rechte auf Wildbann und Bergwerke verzichtet und somit keine Ansprüche auf dieselben mehr habe, wird als fragliches Gebiet in dieser Angelegenheit lediglich die Mortenau und das Kinzigtal erwähnt und 1439 hören wir wieder von den „Silberberge / es sey jenseits Rines oder zue Swaben", wobei zu bemerken ist, daß in den allen geroldseckischen Urkunden mit Schwaben stets das obere Kinzigtal benannt wird.

Besondere Förderung erfuhr der Kinzigtaler Bergbau alsdann durch die Grafen von Fürstenberg, die vom 14. bis 16. Jahrhundert nach und nach den größten Teil dieser Grubenreviere sich erwarben. Die Werke bei Schnellingen und auf dem nahen Barbarast (im oberen Welschenbollenbach) finden im Jahre 1455 urkundliche Erwähnung und bezeichnen somit erstmals eine genaue Oertlichkeit in bergbaulicher Hinsicht. Ueberhaupt scheint das gesamte Haslacher Gebiet, das seit 1218 in fürstenbergischem Besitze sich befand, schon frühzeitig eine kräftige Förderung erfahren zu haben.

Wie weit sich die Interessen an unserem Bergbau damals spannten, zeigt das Abkommen, das zwischen dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg und dem Bischof Albrecht zu Straßburg, Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Bayern, mit Zustimmung des Dechants zu Straßburg am 10. Oktober 1491 getroffen wurde. Danach übergibt der Bischof dem Fürstenberger die halbe Nutzung der Bergwerke am „Richenberg" (Reichenberg bei Haslach), wofür er wieder die „halbe Nutzung und Gefälle am Zehnten und den Fürkauf des Bergwerks am Schnelling im Kinzigtal" zugesprochen erhält.

Die Witwe des 1509 verstorbenen Grafen Wolfgang, Elisabeth, geb. von Solms, regierte mit großer Umsicht noch 30 Jahre nach ihres Gatten Tod im Kinzigtal. Unter ihrer Herrschaft fand der Bergbau jene mächtige Förderung, die ihm zu seiner ersten Blütezeit verhalf.

Manche Grube war bereits wieder eingegangen, deren Schurfrecht aufs neue verliehen wurde. So wird das „alt verlegen bergwerk" im Hauserbach im Jahre 1515 neu vergeben. Es führt zu Ehren der gütigen Landesherrin zunächst den Namen „Unsere liebe Frau", wird aber später alsdann St. Bernhard genannt.

In diesem Vertrag erhalten die „butknecht, hower, schaider, truhenloffer, schlicher, weicher, schmelzer, abtriber und all ihr gesind" im gesamten fürstenbergischen Gebiet freien Zug, Schutz und Schirm. Die Gewerkschaft entrichtet aber für diese damals sehr günstigen Freiheiten, „den zehenden fryen kübel erzfarben, so uff dem berg kompt, dazu uff jeder marck gelittert silber, fir vorkoff am ort ains guldin". Alle Häuser und Höfe, die zum Bergwerk gehörten, waren steuerfrei und wurden nicht zu Schatzungen herangezogen.

Durch solche Freiheiten war der Anreiz zur Aufgewältigung neuer Grubenbaue mächtig gefördert und schon zwei Jahre später, 1517, konnten die Bergwerke beim Kloster Wittichen im oberen Kinzigtal als „ain fundgruben / erbstollen und fuchstollen" zu ähnlichen Bedingungen an den Schulmeister und Stadtschreiber Wescher in Wolfach verliehen werden. Damit war der Auftakt für die späterhin so glänzenden Witticher Werke gegeben.

Mächtig blühte nunmehr in unserem Gebiet der Bergbau auf. Um das Jahr 1520 sind in den Hauserbachen Werken allein etwa 300 Bergleute beschäftigt, die das edle Metall zu Tage fördern und die Baue bei Haslach-Schnellingen haben zur selben Zeit eine Belegschaft von 400 bis 500 Mann; der Bergbau hatte sich zum bedeutendsten Wirtschaftsfaktor des Kinzigtales aufgeschwungen. Nach einer alten, aber sehr zweifelhaften Ueberlieferung, soll sogar das Städtchen Hausach samt der alten Kirche im Hauserbach eine Gründung der Bergknappen sein, die sich in der Nähe der einstigen Schmelzhütten und Gruben angesiedelt hatten.

So machte sich nunmehr eine genaue Regelung der rechtlichen Verhältnisse der Bergleute ihrer Herrschaft gegenüber nötig, die am 12. November 1529 in Form einer Bergwerksordnung von der Landgräfin Elisabeth, Gräfin zu Fürstenberg, Frau der Herrschaft im Kinzigtal und ihren beiden Söhnen Wilhelm und Friedrich erlassen wurde.

Die aufstrebende Entwicklung machte die Einsetzung eines ständigen Bergrichters im Kinzigtal notwendig, der das gesamte Bergwesen hier zu überwachen hatte. In dem von ihm geführten „lechenbuch" waren sämtliche unter Abbau stehende Gruben mit ihrer Belegschaft, der Ausbeute, der Abgaben verzeichnet. „Die nießung an fron und wechsel, gold silber erzfarben und metallen / von jeder neuen oder alt uffgethon grub" steht zu einem Neuntel der Herrschaft zu. Das Silber wurde vom Bergrichter abgewogen, da von jeder Mark Silber (damals ein Gewicht) 15 Kreuzer abgeführt werden mußten. Die Bergleute arbeiteten allgemein 8 Stunden unter Tag, von früh 7—11 und nachmittags 1—5 Uhr. Es war ihnen aufgetragen, in Zeiten der Not „der Sturmglokken zuzulaufen", sich in Kriegszeiten der Herrschaft zur Verfügung zu stellen usw.

Den Kinzigtaler Bergleuten lag ihr Beruf sozusagen im Blut und sie waren überall gerne gesehene und begehrte Arbeiter. So versuchte Graf Friederich im Jahre 1529 für seine umfangreichen Gruben bei Hammereisenbach Bergknappen aus unserem Gebiet zu erhalten, um deren Erfahrung dort oben sich zu Nutzen zu machen.

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts finden wir somit überall im Gebiet des Kinzigtales die Bergleute in emsiger Tätigkeit, um aus der heimischen Erde die edlen Metalle zu brechen. Ihre Schlegel arbeiteten im Haigerachtal bei Gengenbach, im Prinzbach, am Reichenberg und Herrenberg bei Haslach, in den Gruben am Illenbad bei Schnellingen, im Welschenbollenbach, Hauerbach, im Schapbach und in den weitläufigen Revieren Wittichens.

Manche dieser Gruben kamen allerdings, damals schon nicht recht fort und benötigten die besondere herrschaftliche Fürsorge. Im Jahre 1562 klagt z. B. die Gewerkschaft zu St. Barbara und Unser lb. Frau zu Illenbad bei Schnellingen, daß sie die verlegenen Bergwerke wieder aufgewältigt, in Bau genommen und sehr viel Geld in das Unternehmen gesteckt hat. Neben der Erstellung einer Schmelzhütte, die den Betrieb erst rentabel gestalten sollte, wird sie alsdann von allen Abgaben befreit, bis die Gruben einen nennenswerten Ertrag abwerfen.

Schon damals versuchte man mit Hilfe der Rutengänger die Erzlager aufzuspüren und machte von dieser Kunst regen Gebrauch. In dem Gebiet des Hobberges bei Schiltach hat man im Sommer des Jahres 1598 einen „ruotengenger" aus dem Eisenbachtal beauftragt, die Ergiebigkeit der dortigen Gänge zu erkunden. Nach dessen Urteil befinden sich dort zwar keine Silber-, dagegen abbauwürdige Roteisensteinlager, was denn auch der alsdann lebhafte Grubenbetrieb auf diesen Gängen bestätigte. (Ueber den Kinzigtaler Eisenbergbau wurde an dieser Stelle schon in Folge 9 berichtet.)

Das Brennmaterial für die Hütten und Schmelzwerke lieferten einst ausschließlich die Wälder der weiten Bergreviere. Eine Unmenge Holz mußte alljährlich für den Bergbau geschlagen und aufbereitet werden. Die mangelhafte Aufforstung wirkte sich im Laufe der Jahrzehnte geradezu katastrophal aus; es gebrach bereits Ausgangs des 16. Jahrhunderts an dem so nötigen Holz zur Aufrechterhaltung der Werke, so daß im Jahre 1604 die Herrschaft Fürstenberg sich veranlaßt sah, ihre Landvögte anzuweisen, daß sie mit allem Nachdruck die Aufforstung der geschlagenen Wälder betreiben, da man den Bergbau nicht könne zugrunde gehen lassen. Das Versagen des einen Wirtschaftszweiges zog auch hier den Ruin des andern nach.

Und doch kam es so bald anders. Der Kinzigtäler Bergbau hatte um jene Jahrhundertwende seine Blütezeit bereits hinter sich. Der kommende 30jährige Krieg warf in steten Religionsstreitigkeiten auch in unserem Gebiet seine düsteren Schatten voraus, in dem jede keimende Unternehmungslust allsogleich erstickte.

Der alsdann hereinbrechende Weltbrand, der unsere deutsche Kultur auf die härteste Probe stellte, bereitete fast mit einem Schlage im Kinzigtal dem Bergbau ein jähes Ende. Erst späteren Geschlechtern war es vorbehalten, mit neuer Tatkraft das Erbe der Väter aufzunehmen und dasselbe zu einer glanzvolleren Blüte wieder aufleben zu lassen.

Rasse und Volk

Folge 38 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 30. Sept. 1934

P. Weinacht:

Scheffels Berufung an die Hofbibliothek in Karlsruhe

Ein neuentdeckter Scheffelbrief

Ein sehr gang und gäbene Personalunion in den vergangenen zwei Jahrhunderten war der Dichter und Bibliothekar. Es gehörte zu der andern Berufsauffassung jener Zeit, daß der Bücher-Liebhaber und -Schreiber zugleich auch ein Bücherverwalter sein könne. Und wenn man die langen Reihen von Schriftstellern aller Art und Poeten durchliest, scheint die Hypothese auch tatsächlich gesichert. Selbst der innere Gegensatz zwischen dem nüchtern sachlichen und staubigen Berufsweg eines Bibliothekars, der nur am Rande Kostbarkeiten und Desserts vereinzelt findet, und dem losgelösten, schwungvollen Flug freier dichterischer Phantasie erweist sich auf den ersten Blick nicht als Hindernis; berühmte Namen wie u. a. Lessing, Hölderlin, Hoffmann von Fallersleben, der Griechen-Müller, Graf von Platen, Dingelstedt, Scheffel stehen als Zeugen!

Wer aber etwas näher zusieht, bemerkt, daß ihre Tätigkeit trotz der nebenamtlichen Bibliotheksverwaltung meist nur eine vorübergehende war. Den einen Teil zog nach einer kürzeren Ruhepause alte Sehnsucht in die Freiheit der weiten Welt wieder hinaus, den andern trieb zum Ende lebenslange Not und Entbehrung in den schützenden Port einer fürstlichen Bibliothek.

Einer nun, bei dem sich Dichterberuf und Bibliothekariat auf die Dauer auch nicht vertrugen, war Josef Viktor von Scheffel.

*

Angeborene Wanderlust führte den Jüngling schon von Ort zu Ort; wie denn in seinen Briefen das „Wandern" als immerwährendes Motiv auftritt, und er selbst, der rastlose Wanderer, ein Symbol seines schicksalvollen Lebensweges darstellt. Vom Studium in Heidelberg und Berlin weisen ihn Dienstgeschäfte nach Säckingen und Bruchsal (1850—51), von wo aus er das Hofgericht schon im Mai 1852 „behufs Antritt einer größeren Reise nach Italien und Frankreich" verläßt. Wiederholte Exkursionen nach der Schweiz, Südfrankreich, Paris, Meran, München Thüringen und Oesterreich schließen sich in bunter Folge bis zum Jahr 1856 an. R. M. Meyer tut entschieden dem Dichter Unrecht, wenn er diese ständige Veränderung des Aufenthalts als Grund einer pathologischen Veranlagung Scheffels betrachtet und ihn als problematischen Charakter, der keiner Situation gewachsen sei, anspricht. Bis zum Tode der Schwester ist es bei ihm jugendliche Ungebundenheit, ein Streben in die Weite, wirklich fröhliches Wandern, kurz: das Leben eines fahrenden Scholaren.

Die Jahre nach 1856 geben wohl das gleiche Bild der rastlos drängenden, unruhigen Haltung; jedoch durch ganz andere Verhältnisse hervorgerufen. Damals steht Scheffel — kaum ein Dreißiger — schon im Zenit seiner literarischen Bedeutung: Der Trompeter von Säckingen, Ekkehard, viele Reisebriefe und noch mehr Lieder sind geschrieben und tragen seinen Namen durch deutsche Lande. Und unbedenklich will er sich neuen Aufgaben unterziehen: die sagenumsponnene Wartburg, den Sänger Heinrich von Ofterdingen soll er für den Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach dichterisch verherrlichen. Welche Reize auch das interessante Problem für Scheffel besitzt, er muß leider nur zu bald erkennen, daß sein poetisches Schaffen unter der Last des übermächtig anwachsenden Stoffes erdrückt wird. Arbeit und Fleiß allein bringen das Werk, das im Sachlichen stecken bleibt, nicht vorwärts. Heute wissen wir, daß der gewaltige „Ekkehard" seine Dichterkraft verbraucht hat, daß Scheffel aber dieser bitteren Erfahrung nicht bewußt ward und werden wollte. Nach einer Zeit der Ruhe, Stille und des Friedens hofft er immer wieder, neues Leben dem versiegten Quell seiner Muse geben zu können; und seine nervöse Ueberreizung vermeinte in der „eisernen Regelmäßigkeit des Tinten- und Papierwesens" seines bibliothekarischen Amts zu Donaueschingen die Schuld zuschreiben zu müssen. Immer zahlreicher werden die Klagen aus der vor dem hoffnungsvoll betretenen, geruhsamen Pflegestätte der Wissenschaft, der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek. Sie verdichten sich in den Briefen an Karl Schwanitz und Emma Heim zu einer wahren Tragödie. „Soll ich produktiv arbeiten, so stöhnt er „kann ich nicht unter Menschen und nicht unter Verhältnissen einer äußeren Stellung sein"; oder an Ille einmal: „Freie Kunst und — was eben noch mehr, freies menschliches Denken lassen sich nur schwer und nie ohne Schmerz, einspannen in das mechanische Tretrad der Kanzleiarbeit". Und Arnswald gegenüber äußert er sich: „Mir persönlich aber ist, so lange ich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt bin, jede Beziehung zu einem öffentlichen Amte eine Quelle der Befangenheit."

Einen derart desperaten und andererseits dennoch voll Ungeduld hoffenden Menschen erreicht nun im Februar 1859 die ehrenvolle Berufung des Großherzogs Friedrich von Baden eine Stelle an der Hofbibliothek in Karlsruhe zu übernehmen. Im Schreiben vom 3. 2. 1859 wird „dem derzeitigen provisorischen Bibliothekar seiner Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg, Joseph Victor Scheffel in Donaueschingen im Allerhöchsten Namen eine Stelle bei der großherzogl. Hofbibliothek — die indessen die Vorstandsstelle nicht sey — mit Staatsdienereigenschaft und entsprechender Besoldung" offeriert. Einige Tage später schickt der Dichter von seinem Reichenauer Aufenthalt aus einen stilistisch formvollendeten, in schlichtem Ton und edler Haltung wunderbar getroffenen Absagebrief an die großherzogl. Intendanz der Hofdomänen:

„Auf kurze Zeit mit archivalischen und handschriftlichen Studien im Kloster Rheinau beschäftigt, werde ich in meiner Einsamkeit durch die verehrte Zuschrift großherzogl. Hof-Domänen-Intendanz vom 4ten d. M. überrascht.

Ich bin tief bewegt von dem Beweise der Huld, der in der Entschließung Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs für mich enthalten ist; leider setzt mich früher eingegangene Verbindlichkeit außer Stand, jedem auch noch so ehrenvollen Rufe z. Z. Folge zu leisten.

Seit Jahr und Tag ist mein Wort für das Zustandekommen einer schriftstellerischen Arbeit verpfändet; bevor solche, die noch eine Reihe geschichtlicher Vorstudien erfordert, durchgeführt sein wird, ist es mir unmöglich, anderweitige feste Verpflichtung einzugehen und ich werde durch diese Gestaltung meiner Geschicke genöthigt sein, der Aussicht auf Ruhe und feste Lebensstellung, die mir durch die Gnade meines fürstlichen Dienstherrn, wie nunmehr Sr. Kgl. Hoheit des Großherzoges dargeboten ist, zu entsagen und den Aufgaben der Kunst auf dem dornenvollen Wege eines einsamen und vielleicht von keinem Erfolg gekrönten Strebens nachzugehen.

Ich erlaube mir die Bitte, S. Kgl. Hoheit den Großherzog hiervon in Kenntnis setzen zu wollen und bin bereit, falls es für passend erachtet wird, meinem gnädigsten Landesherrn durch ausführliche Darlegung der Verhältnisse darzuthun, daß nur früher gegebene feste Zusage mich z. Z. abhält, Seinem und meines Heimatlandes Dienste mich mit Neigung wie Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen.

Mit der Versicherung vollkommenster Ergebenheit!

Abtei Rheinau

den 7ten Februar 1859

Dr. Jos. Victor Scheffel."

In geradezu einzigartiger Weise charakterisiert dieser Brief den aufrechten, ehrlichen Menschen und wahrhaftigen Dichter Scheffel. Hinter der Verpfändung seines Worts steckt immer noch der Wartburg-Roman; und damit die leise Hoffnung, die fast erloschene Flamme seines tragischen Dichtertums von neuem entfachen zu können. Scheffel aber bleibt seiner Ueberzeugung treu; es kennzeichnet seine echte Berufsauffassung wie besonders den Glauben an seine dichterische Sendung vor höchstem Forum rückhaltlos zu seinem freien Dichterberuf zu stehen. Deutlich schreibt er später an Arnswald: „Wenn ich Bibliothekar bin, soll ich die Pflichten eines solchen erfüllen, wenn Professor, Schüler unterrichten. Und einem Amte gebe ich mich mit eben so ungeteilter Dienstbereitwilligkeit hin wie den Arbeiten der Musen. Vereinigen läßt sich aber beides — wenn man beides ernst nimmt — eben so wenig als man Schiffskapitän und Vorstand einer landwirtschaftlichen Anstalt zugleich sein kann". Etwas drastisch, aber im Grunde derselbe Gedanke wie oben. Ja, er geht noch weiter im Kampf um sein Dichtertum: „Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirge oder an einem See bewohnen." (An Arnswald.) Das ist keine Menschenfurcht, wie man ihm anhängte, sondern der konsequente Weg eines restlos auf sich vertrauenden Künstlers.

*

Bei seinem sonst maßgeblichen Biographen Joh. Proelß: Scheffels Leben und Dichten (Berlin 1887) scheint in dieser ganzen Karlsruher Berufungsangelegenheit ein Irrtum vorzuliegen. Seite 429 heißt es da nämlich: „auch von Seiten der badischen Regierung war ihm eine Stelle und zwar am Großherzogl. Archive angetragen worden; da aber ein unbemittelter Freund sich um dieselbe bewarb, hatte er dieselbe sogleich ausgeschlagen". Wie mir nun in entgegenkommender Weise Herr Archivrat Dr. H. D. Siebert mitteilt: „befindet sich weder in den Akten betr. Einstellung wissenschaftl. Hilfsarbeiter oder des Direktors und der Räte im Generallandesarchiv noch in den Dienstakten des Dichters Josef Victor v. Scheffel ein Eintrag über eine Andeutung in dem Sinne, daß Scheffel eine Stelle im Generallandesarchiv angeboten erhielt und sie zu Gunsten eines Freundes abgelehnt habe". Proelß stützt seine Behauptung wohl auf mündliche Berichte und da wäre bei der traditionellen Verwechslung Archiv — Bibliothek, sowie der vorgebrachten Entschuldigung auf den betr. Freund sein Konto nicht allzu stark belastet. Im übrigen erscheint es doch recht merkwürdig, daß in den geläufigen Scheffelbiographien die Berufung an die Karlsruher Hofbibliothek nirgends Erwähnung findet. Der oben erwähnte Scheffelbrief fand sich auch nicht bei den Diener-Akten, sondern in Rep. Generalintendanz Civilliste 767—779.

Karl Kollnig:

Humor der Heimat

Die hausgemachte Leberwurst

Saßen da in einer Wirtschaft in einem Dorf bei Mannheim drei Männer beisammen, echte und unverfälschte Pfälzer. Sie unterhielten sich von dem und jenem, von Politik und Kirchensteuer, um schließlich auch auf hausgemachte Leberwurst zu sprechen zu kommen. Der Peter prahlte mit seiner etwas rüppeligen Art, die im Dorf bekannt war, und ließ keine andere Meinung aufkommen als die, daß seine hausgemachte Leberwurst die beste sei, die es überhaupt gibt. Nun und darüber konnte man ja sehr verschiedener Meinung sein. Die beiden andern ließen sich das nicht gefallen, verteidigten auch ihre Leberwurst, denn jeder schlachtete mindestens drei Schweine im Jahr. Schließlich kams zu einer Wette. Jeder der drei sollte eine eigne Wurst beibringen, gemeinsam wollte man sie versuchen, dann das Urteil fällen und wer die schlechteste Wurst habe, müsse die ganze Zeche, die durch die erregte Disputiererei und den dadurch bedingten größeren Durst nicht mehr klein war, bezahlen.

Der erste verschwand. Es dauerte schon 10 Minuten bis er wiederkam und eine duftende herrliche hausgemachte Leberwurst den beiden andern auf den Tisch legte. Aber der Peter betrachtete kritisch die Wurst, schnitt sich ein Stück ab, versuchte sie, verzog das Gesicht und meinte natürlich, seine Wurst wäre ganz entschieden besser, das sei doch keine Leberwurst was er eben versucht habe.

Und der zweite ging weg, um bald mit einer gleichfalls ausgezeichneten hausgemachten Leberwurst zu erscheinen, die dem Peter wieder zur Begutachtung vorgelegt wurde, aber noch viel weniger dessen Beifall fand. „Mei Worscht is doch noch viel besser", das war immer und immer wieder der Satz, den er sprach.

Nun war der Peter selbst an der Reihe, heimzugehen und eine Probewurst zu holen. Er mußte wirklich beweisen, daß die beiden andern Würste nichts und nur seine Wurst etwas wert war. Als er zu der Tür der Wirtschaft hinaus ging, lächelten die beiden andern spitzbübisch hinter ihm drein und warfen sich vielsagende Blicke zu. Und als er weg war, da platzten sie vor Lachen gerade heraus. Warum denn aber nur?

Als der Peter heimkam, stand seine Frau mit drohender Miene gerade am Waschzuber und sah ganz gefährlich aus. Sie hatte wohl eine Wut, daß er am hellichten Vormittag schon so lange im Wirtshaus saß. Gott, das kann recht werden, dachte der Peter.

„Was wilsch dann?" herrschte sie ihn an.

„E Lewerworscht will ich holle, ich will dene annere zeige, daß unseri die bescht und dene ihri in Dreck is."

Aber er hatte diesen Satz noch nicht ganz ausgesprochen, als er schon eine Hand voll Seifenschaum und die dazugehörige Ohrfeige im Gesicht hatte.

„Zu was hoscht dann vorhin die zwee annere Wersch holle losse und zu was brauchscht dann drei?"

Da ging dem Peter ein Licht auf, er hatte schon zweimal seine eigne hausgemachte Leberwurst versucht.

Seit dieser Zeit soll sich der Peter nie mehr in einer Wirtschaft in eine Disputation über hausgemachte Leberwurst eingelassen haben.

Die Spargelhäufle

Zum Landschaftsbild der Schwetzinger Gegend gehören ohne Zweifel jene langen Reihen von Sandhaufen, die unsere köstliche Spargel hervorbringen, die uns gerade jetzt wieder mit ihrem Wohlgeschmack entzücken.

Und so eine Gegend ist die schwäbische Alb. Denn von dort her kommend saßen jüngst zwei Bauern, ein jüngerer und ein älterer, in der Bahn, die gerade an Hockenheim vorbei, Schwetzingen und Mannheim zueilte. Kurz vor Schwetzingen unterbrach der jüngere der beiden Schwabenbäuerle das Gespräch über die schönen fruchtbaren Felder, an denen sie vorbeifuhren, um einen Mitreisenden zu fragen:

„Jetzt saget se mol, was sin no des für Häufle do draus?"

„Das sind Spargel", erwiderte der Angeredete, der zufällig ein Landwirtschaftsschüler war.

„Noi, i moin die Häufle do", gab aber der Schwob zurück.

„Ja, das sind Spargel."

„So des send Spargle."

Dann sprach er einige Zeit gar nichts, er schien zu denken. Dann fing er wieder an:

„Ja, jetzt saget se mol, was isch no des mit dene Spargle, is do a Same drenne?"

Der angeredete Landwirtschaftsschüler hielt nun dem Bäuerle einen Vortrag über die Anbauweise des Spargels. Da rührte sich auch der Alte, der inzwischen mal den jungen Bauern, wohl seinen Sohn, bald den Mitreisenden, dann wieder draußen die vorbeihuschenden Spargeläcker angesehen hatte. Er fragte:

„Ja, du Gottlieb, jetzt muaß i mol saudomm froge, was isch no des eigentlich Spargle?"

Ja jetzt kam aber der Gottlieb, der soeben einen schönen Vortrag über Spargelbau gehört hatte arg in Verlegenheit: „Spargle, Spargle, ja wie soll i do jetzt schnell sage. Spargle — des send halt so saumäßig lange Denga!"

Die Schatzgräber

Vor einigen Jahrhunderten lag bei Seckenheim das Dorf Kloppenheim. Nur wenige Gewannennamen sind heute noch lebendige Zeugen einer längst entschwundenen Vergangenheit. Im Volksmund aber schlingen sich oft um verschwundene Ortschaften sagenhafte Erzählungen. So erzählt man sich auch in Seckenheim die folgende Geschichte von den Schatzgräbern bei der Kloppenheimer Kirche.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden Seckenheimer Bauern beim Pflügen gewaltige Mauerreste, festgefügte Quadern, die von der einstigen Kloppenheimer Kirche herzurühren schienen. Sicherlich, so munkelte man, haben die Kloppenheimer, als Krieg und Brand ihr Dorf vernichtend heimsuchten, ihre Schätze, ihr Gold und Silber vergraben und in Sicherheit gebracht. Und wo anders wird es gewesen sein, als an geheiligtem Ort, unter den Quadern der Kirche. Also brauchte man ja nur die Steine zu heben, um den Schatz zu besitzen. So dachten manche, so dachten auch zwei Seckenheimer Bauern, zwei Brüder, die beschlossen, zur mitternächtlichen Stunde hinauszufahren auf den Acker, wo man die Fundamente entdeckt hatte.

Da aber jeder der Brüder habgieriger als der andere war, gönnte keiner dem andern etwas. So schlich sich erst der eine, dann der andere vor der verabredeten Stunde hinaus in die stockfinstere Nacht. Die eigenen Brüder suchten sich zu hintergehen. Jeder wollte das Gold besitzen.

Es war eine unheimliche, finstere Nacht. Der Sturm jagte pfeifend durch die Stoppelfelder, als der erste der Brüder in fiebernder Hast mit seinem Spaten den Boden aufzuwühlen begann. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne. War er noch nicht bald soweit, immer noch keine Möglichkeit die Steine zu lockern. Ihm wurde ganz unheimlich zumute, je näher die mitternächtige Stunde kam. Da kam ihm auch sein schändliches Verhalten dem Bruder gegenüber zum Bewußtsein. Aber immer weiter schaufelte der Spaten.

Da sah er eine Gestalt sich des Weges daherschleichen. Ganz deutlich sah er grünlich leuchtende Augen und das blutrote Gewand der Gestalt. Mit dem Spaten in der Hand stürzte er sich kurzerhand auf das Gespenst. Ein stummer wilder Kampf entspann sich in der schaurigen Einsamkeit fernab vom Dorf. Die Gegner keuchten und stöhnten. Blut tränkte bereits den Ackerboden, bis sie beide endlich vom Kampfe abließen und ein jeder in einer andern Richtung verschwand. —

Am späten Vormittag des folgenden Tages verließ der eine der Brüder sehr spät seine Kammer, um sein Tagewerk zu beginnen. Stundenlang hatte er seine Wunden und Beulen behandelt. Vergebens hatte er sich den Kopf zerbrochen, um eine einleuchtende Erklärung für seine Beulen zu finden. Im Wirtshaus habe es Streit gegeben, so wollte er sagen. Aber was sollte er als Entschuldigung vorbringen, daß er nicht auf den Bruder gewartet hatte, sondern ausgerissen war vor der verabredeten Stunde. Ihm war schauslich zumute, als er in den Hof hinaustrat. Aber ebenso war es auch dem andern Bruder gegangen, dessen Gesicht noch schrecklichere Verletzungen aufwies. Auch er hatte sich vorgenommen, seine Wunden mit einer Wirtshausschlägerei zu erklären. Wer beschreibt nun das Entsetzen der Brüder, als sie sich im Hof gegenüberstanden! Sprachlos starrte einer den andern an. Sie hatten sich für ihre Habgier und ihren Neid heute nacht selbst bestraft, sie hatten sich selbst gründlich verprügelt.

Hermann Fautz:

Kinzigtaler Bergbau vor dem 30jährigen Kriege

Beiträge zur badischen Wirtschaftsgeschichte

Mit den Bodenschätzen des Schwarzwaldes befaßten sich schon im frühen Mittelalter unsere Vorfahren immer und immer wieder, wenn sie auch um die eitlen Hoffnungen der Erringung eines raschen Wohlstandes noch so oft betrogen wurden. Die Vermutung lag ja von jeher nahe, daß unser weitausgedehntes Gebirge von Natur aus nicht so stiefmütterlich mit Erzlagern bedacht wurde, wie man gemeinhin annimmt, und die bitteren Enttäuschungen, die eine Generation im heimischen Bergbau erlebte, waren oft genug für die kommende der Ansporn zu neuen Versuchen.

Wenn die Ueberlieferung uns nirgends auch nur andeutungsweise sicher kündet, daß im 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung die Altvorderen die Bodenschätze im Gebiet des mittleren Schwarzwaldes sich nutzbar machten, so muß doch in jenen fernen Zeitläuften in gewissen Teilen des Kinzigtales ein, wenn auch nur bescheidener, Bergbau umgegangen sein.

Das mächtige Geschlecht der Herren von Hohengeroldseck, deren Ländereien sich zwischen oberem Neckar und den Vogesen quer durch das Gebirge erstreckten, zog aus den umfangreichen Silbergruben im Prinzbachtal bei Biberach bedeutende Einkünfte und begründete darauf seinen anfänglich gewaltigen Reichtum. Wie der Abbau der dortigen Gänge, die Verwendung der geförderten Erze und Edelmetalle erfolgte, wie aber auch dieser so blühende Bergbau ein jähes Ende fand, davon erzählt uns die Pragmatische Geschichte dieses Hauses folgendes:

„Als man zalt nach Christi Geburt / tausendt und acht Jor / sind die Herren von Gerolthcck am mächtigisten gewesen / haben die von Fryburg mit irem Anhang die Stat Brintzpach / so unter Gerolteck gelegen und den Herren zugehört / die ouch derselben Zeit wol erbuwen / mit vast träfflichen und reichen Leuten besetzet / die das Berckwerck do selbs zum Tail haben underhalten und gebuwen — auff den Charfritag haimlich unversehen abgestygen / die Stat geblinddert / die wolerbuwene Huser / Schmölzhütten / Müntzhuser verprent und zerstört / uff sollichs ain langwüriger erenstlicher krieg erwachsen / dardurch das träffenlich gut Silber-Berckwerck in der Herschaft Hohengerolteck abgangen / die Stollen / Schachten und ander kostliche Gebew des Berckwercks nider gevallen / und ist sollliches der Herrschaft Hohengerolteck ir erster Unfall gewesen."

Der Sage nach sollen schon die Römer, die im Jahre 74 n. Chr. endgültig den gesamten Schwarzwald in Besitz nahmen, diese Prinzbacher Silberlager ausgebeutet haben.

Jedenfalls hatten die Grafen von Freiburg schon frühzeitig einen großen Einfluß auf den Bergbau im südlichen Schwarzwald, so besonders im Münstertal, bei Sulzburg usw., und schon in einer Urkunde Kaiser Konrads II. aus dem Jahre 1028 finden wir den Schwarzwälder Bergbau erwähnt. Wieder war es ein Freiburger Graf, der im Sommer des Jahres 1284 von dem Kaiser Heinrich VII. mit den Flüssen Rench, Kinzig, Mühlenbach, Elzach u. a. m. und den in diesen Gebieten liegenden Bergwerken belehnt wurde.

Eine namentliche Aufführung einzelner Bergwerke finden wir in jenen frühen Zeiten leider noch nicht. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß vor dem 14. Jahrhundert bei uns die Werke noch keine bestimmten Eigennamen besaßen, wie dies späterhin allgemein der Fall wurde. Immerhin haben wir die Gewißheit, daß schon lange vor der Erfindung des Schießpulvers, die eine gewaltige Umwälzung auch in bergbaulicher Beziehung nach sich zog, die Erzadern da und dort in unseren Tälern erschürft wurden.

Mit dem wachsenden Wohlstand in den mittelalterlichen deutschen Städten, nahm auch das Bedürfnis nach edlen Metallen, als äußeres Zeichen des Reichtums an Schmuck und Geld zu und Hand in Hand ging damit auch eine bald mehr,